

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2013 [*Andrea Herrmann*]
- S.12 Der Skipper [*Bernd Wiebus*]
- S.13 Die singenden Bäume [*Thilo Bachmann*]
- S.14 Schraube locker [*Jörn Birkholz*]
- S.17 Heute [*Karl Farr*]
- S.18 Transparenz [*Johannes Witek*]
- S.20 Podlasie [*Edda Gutsche*]
- S.21 Vater, Sohn, Enkel und so weiter [*Nicolaus Nissen*]
- S.22 Die Stille des Morgens [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.23 wer täuscht hier wen [*Michael Johann Bauer*]
- S.24 Die Computerfuge [*Philip J. Dingeldey*]
- S.25 OHNE WEHR [*Arno Peters*]
- S.26 Rezension „Im Osten das Grauen - Ein Kriegstagebuch“
von Johannes Werner Günther [*Andrea Herrmann*]
- S.28 Rezension „Leuchtende Sterne II“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.29 Rezension „Die falsche Frau“ von Nicolaus Nissen [*A Herrmann*]
- S.30 Rezension „Die Tote in der Ruhr“ von Karl Farr [*A Herrmann*]
- S.31 Rezension „Do the right thing“ von Katja Leonhardt [*A Herrmann*]
- S.32 Pressemeldung: Der Muccon 2013 greift nach den Sternen
- S.33 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Sommer hat endlich begonnen! Nach dem Kälte- und Nässe-Rekord werden nun wohl auch noch Hitzerekorde gebrochen.

Wie Sie in dieser Ausgabe lesen können, findet im Herbst die Muccon statt, eine Convention für Fantasy-Fans. Ich werde dort einen Schreibworkshop abhalten und für das Veilchen werben.

Herzliche Sommergrüße!

Andrea Herrmann

Titelbild von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder heruntergeladen bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: [veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de](mailto:veilchen_at_geschichten-manufaktur.de)

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch April bis Juni 2013

Dieses Quartal enthüllte mir eine Menge göttlicher Geheimnisse!

Wenn die Götter streiten, dann bebt nicht nur der Himmel, sondern auch die Erde. Die Menschen müssen die Liebesprobleme und die Feindschaften ihrer Götter ausbaden. Ein wichtiger Grund, sich seinen Gott sorgfältig auszuwählen. Das galt nicht nur in der Antike, sondern auch in der Welt, die A. Lee Martinez in „*Gott im Unglück*“ erschafft. In diesem Roman geht es um einige Sterbliche, die sich bei der Wahl ihres Gottes ziemlich vertan haben. Teri und Phil Robinson haben sich auf www.pantheon.com viele (alle?) Götterprofile und Vertragsbedingungen durchgelesen und sich für Luka (seine Freunde nennen ihn „Lucky“), den Gott des kleinen Glücks entschieden. Er sieht aus wie ein Waschbär, trägt bunte Hawaiihemden und eine Sonnenbrille. Dank ihm finden sie jede Menge Kleingeld, und der Preis erscheint gering: Sie sollen ihn in ihr Heim aufnehmen. Leider hat er ausgerechnet sie ausgewählt, um nicht als Altarbild, sondern in persona einzuziehen. Und er bringt auch noch seinen Kumpel Quetzalcoatl mit, der gerade eine Krise durchmacht, die seit der Konquista Mittelamerikas anhält. Arbeitslos aber friedlich hängt er auf dem Sofa der Robinsons herum, doch immerhin kocht er für alle und räumt hinterher die Küche auf. Der Gott, der früher blutige Menschenopfer zu Tausenden verschlang, ist nun mit Spiegelei und Limonade zufrieden. Nur zwei Götter stören die Idylle, aufgrund Luckys intergöttlicher Verwicklungen: Syph, die Göttin der Liebe und der Tragödie, stalkt Luka eifersüchtig. Und der blutrünstige Gott Gorgoz, Syphs Exfreund, jagt Luckys Anhänger, nun also Teri und Phil. Noch schlimmer hat es Bonnie getroffen. Sie setzt sich trotz warnenden Bauchgefühls an einer Bushaltestelle neben eine traurig aussehende Frau, grüßt freundlich und

schon erklärt Syph sie zu ihrer Anhängerin, folgt ihr überall hin und überzieht ihr Leben mit einem eiskalten, grauen Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Natürlich ist das nicht rechtens, die beiden haben keinen gültigen Vertrag abgeschlossen. Als Bonnie erfährt, dass Syph sich wegen einer einstweiligen Verfügung gar nicht auf demselben Kontinent aufhalten darf wie Lucky, reicht sie Beschwerde bei der Behörde für göttliche Angelegenheiten ein. Das Verfahren dauert jedoch und solange muss sie damit leben, dass Syph ihr überall hin folgt, sie ihren Job kostet und alle ihre Freunde. Nur Teris Freundin Janet hat das große Los gezogen. Janet hat sich keinem einzelnen Gott verpflichtet, sondern ist ein Götter-Groupie: Sie lädt sich selbst zu deren Parties ein, sammelt Autogramm-karten und geht Affären mit den Göttern ein. So auch mit Lucky, dessen göttliche Liebe sie nun gegen Syphs Eifersucht schützt. Die Situation spitzt sich immer mehr zu und die Götter verwüsten mit ihrem Krieg mehrere Vorgärten, während das Amt für göttliche Angelegenheiten nur Protokoll führt. Hier ein paar Leseproben aus diesem köstlichen Roman:

„Eine Durchsuchung von Rosenquists Wohnung [des Chefs, der Phil versuchte, gleichzeitig zu befördern und zu ermorden] hat einen geheimen Altar und verbotene Kultrequisiten ergeben“, fügte Watson hinzu [ein Mitarbeiter des Amts für göttliche Angelegenheiten]. „Dem Anschein nach hat er Gorgoz gehuldigt.“

„Aber er war ein leitender Angestellter“, sagte Phil. „Warum sollte er einem illegalen Gott nachfolgen?“

„Kommt öfter vor als man meinen möchte“, sagte der Sterbliche. „Statistisch gesehen werden die meisten nicht genehmigten Huldigungen von der Mittelklasse ausgeführt.“

Phil wusste nicht, was er glauben sollte. Wie fast jeder tendierte er zu der Vorstellung, dass die Tempel im

Untergrund von zwielichten Erscheinungen, Gangstern und Mördern bevölkert wurden. Leuten, die in dieser Welt nicht weiterkamen und sich in ihrer Verzweiflung an die dunklen Götter wandten. Aber das ergab keinen rechten Sinn. Warum sollten Leute, die bereit waren, unmoralische und gefährliche Mächte zu Hilfe zu rufen, im Leben nicht vorankommen? Er hatte im mittleren Management viele Mitarbeiter kennen gelernt und war von ihrem kompletten Mangel an praktischen Fähigkeiten im Job beeindruckt gewesen.

Und was war mit all den anderen Angestellten, die befördert wurden und die man nie wiedersah, trotz ihrer Versprechen, ‚in Kontakt zu bleiben‘? Waren sie Mitglieder verborgener Verbindungen, zu beschäftigt mit Ritualopfern und geheimen Zeremonien, um Telefonanrufe zu erwidern oder auch einfach mal vorbei zu kommen und Hallo zu sagen? Oder noch unheilvoller: Waren die Beförderungen nur eine List, ein Vorwand auf eine bequeme Versetzung auf irgendeine obskure Stelle in einer anderen Stadt, damit niemand ihr Verschwinden hinterfragte, ein Opfer für dunkle Götter, um die finsternen Geschäfte in Sitzungszimmern zu begünstigen?

Auf jeden Fall hätte es eine Menge erklärt.“ –

„Direkte Auseinandersetzungen zwischen Unsterblichen waren wenig mehr als ein kosmischer Wettbewerb im Weitpissen. Es war zwar möglich zu gewinnen und einen Gott so schwer zu verletzen, dass er ein paar Minuten brauchte, um sich zu erholen. Aber das war es dann auch schon. [...] Unter der Raserei der Götter bebte das Haus. Die Bausubstanz war nicht für göttliche Schlägereien gemacht.“

Am Ende wird Bonnie Syph los und das fühlt sich so an: „Sie ging zum Fenster und öffnete die Vorhänge. Der Himmel war grau, eine Mischung aus Smog und Wolken. Aber das war nur das Wetter. Es hatte nichts mit ihr zu tun. Sie lächelte. Alles war gut.“

„Deep Secret“ von Diana Wynne Jones, meiner neuen Lieblingsautorin, enthüllt ähnlich schockierende Geheimnisse über das Wirken göttlicher Mächte. Der Roman spielt in einem Multiversum, in dem uns aber nur zwei Welten interessieren: Earth und das Koryfonische Kaiserreich. Die Magier, Magids genannt, können zwischen den Welten reisen, und sie müssen es sogar. Hauptperson dieses Romans ist Magid Rupert Venerable, der es vorzieht, auf der gemütlichen Erde zu leben und das Koryfonische Kaiserreich nur auf Dienstreisen zu besuchen. Genauso wie er glauben wir Leser ziemlich lange, dass seine irdische Suche nach einem Nachfolger-Magid für seinen verstorbenen Freund Stan und das desaströse Attentat auf Kaiser Timos IX im Kaiserreich nur zufällig zeitgleich passieren. Nun sucht das Kaiserreich fieberhaft nach Timos‘ Kinder, die dieser aus Paranoia unbekannt und im Verborgenen aufziehen ließ, wobei nicht einmal seine Kinder selbst wissen durften, von wem sie stammen. Da alle eventuell in das Geheimnis eingeweihten Personen mit dem Kaiser gemeinsam dem Attentat zum Opfer fielen, ist nun Ruperts magische Hilfe vonnöten, um die Kaiserkinder aufzustöbern. Rupert hat alle Hände voll zu tun mit seinen diversen mit beiden Aufträgen verbundenen und oft ergebnislosen Reisen, wobei er gleichzeitig auf der Erde seine Tarnung als Programmierer von Computerspielen aufrechterhalten muss. Um es sich zu erleichtern, bewirkt er, dass alle fünf als Magid in Frage kommenden Personen sich an einem Wochenende um Ostern an einem magischen Knotenpunkt zu einer Fantasy-Convention treffen. Doch, wie der Untertitel des Romans sagt: „At this party some of the guests really are out of this world!“ Man sollte nicht glauben, was an einem verlängerten Wochenende in einem verhexten Hotel alles passieren kann. Dieser Roman ist wegen seiner liebenswerten Hauptpersonen, der verwickelten komplexen Handlung und der zu lösenden Rätsel sowie Jones‘ humorvollen, treffenden Schreibstil eine

spannende Lesereise von der ersten bis zur letzten Seite.

Band 3 und 4 der *Chrestomanci-Reihe* von Diana Wynne Jones entführen uns nach Italien und dann wieder nach England – aber natürlich eine andere Version dieser Welt, die wir bisher noch nicht kannten. „*The Magicians of Caprona*“ beschreibt ein Italien, das verblüffend an das von Julia und Romeo gemahnt. Die beiden führenden Magier-Familien Capronas, die Montanas und die Petrocchis, konkurrieren um die Gunst des Herzogs und um die Vorherrschaft auf dem Markt der Zaubersprüche. Bis beide Familien sowohl durch die Liebe als auch durch einen gemeinsamen Feind vereint werden. (Ich nenne keine Namen!) Nur ihre Zusammenarbeit kann den verloren gegangenen mächtigsten aller Zaubersprüche wieder ergänzen und Caprona gegen die böse Magie schützen, die das Stadtherzogtum zu vernichten droht. Während die Handlung wenig überraschend verläuft, so sind es doch die Details, die beim Lesen Freude bereiten. Benvenuto, der schwarze Kater, wird zu unserem heimlichen Held. Und das Puppenspiel (achten Sie auf die Kasperlepuppen!) bedeutet mehr als Sie zuerst glauben möchten. Mir ist noch immer ganz übel von dieser Grausamkeit. Meine Lieblingsstelle ist diese über unseren Bücherwurm-Helden, den jungen Tonino: „To Tonino, reading a book soon became an enchantment above any spell. He could never get enough of it. He ransacked the Casa Montana and the Public Library, and he spent all his pocket money on books. It soon became well known that the best present you could give Tonino was a book – and the best book would be about the unimaginable situation where there were no spells. For Tonino preferred fantasy. In his favorite books, people had wild adventures with no magic to help or hinder them.“

Der vierte Band, „*Witch Week*“, spielt in einem bedrückenden England, wo Hexen gnadenlos verbrannt werden. Und das,

obwohl es so viele davon gibt! Nun taucht das Gerücht auf, in der Klasse 6B des Internats gäbe es eine Hexe. Eine? Viele! Während Lehrer, Schüler und Leser nach dem Verursacher des Vogelschwarms im Musiksaal, der Schuhlawine in der Turnhalle und anderen Merkwürdigkeiten fahnden, versuchen diejenigen Schüler, die von ihrer magischen Begabung wissen, sich zu verbergen. „It hurts to be burnt“, sagt sich Charles immer wieder vor und versucht vergeblich, seine zufällig entdeckte magische Begabung in Zaum zu halten. Denn offensichtlich übt er immer wieder versehentlich Magie aus, leider sehr auffällig. Es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, bis er erwischt und verbrannt wird! Gleichzeitig muss Nan sich mit einem ausflugsfreudigen Flugbesen auseinandersetzen, und Brians Flucht löst nicht nur ein groß angelegtes Polizeiaufgebot aus, sondern auch die Einbeziehung eines professionellen Inquisitors mit der neusten Hexen-Detektionsmaschinerie. Nun wird es eng für unsere jungen Hexen! Zum Glück rufen sie Chrestomanci zu Hilfe, dem allerdings nur wenig Zeit bleibt, um herauszufinden, was mit dieser Welt nicht stimmt. Wie konnte es passieren, dass eine solche Welt entsteht, in der Hexerei gleichzeitig so weit verbreitet ist und so tödlich verfolgt wird? Wo nahm die Geschichte die falsche Abzweigung? Wie stets genoss ich Jones' wund □ hrd □ □

Das ist ein ganz ordentlicher Durchschnitt, so wird man Torschütze des Jahres. Adrian eiert weiterhin unbegabt und desorientiert auf dem Feld herum und schießt dann sein Tor. Hat er mehrere Spiele ausgesetzt, dann holt er seine Tore nach und schlägt alle Rekorde. Allerdings kommt dann eines Tages der Moment, wo aus der Gabe ein Fluch wird... Aber lesen Sie selbst.

Um weitere Geheimnisse der Welt geht es in dem Film „*City of Ember*“. Die unterirdische Stadt Ember hat zweihundert Jahre lang funktioniert, doch nun ist ihr Haltbarkeitsdatum abgelaufen. Ihr Gott, der Stromgenerator, droht Ember zu verlassen. Die Stromausfälle dauern immer länger und zuletzt zerstören Kurzschlüsse nach und nach das Elektrizitätswerk. Ohne Strom jedoch wird diese Stadt sterben. Die Lebensmittelvorräte gehen zu Ende, die Bausubstanz zerbröseln. Die Anleitung zum Verlassen der Höhlen jedoch lagert vergessen in einer Abstellkammer und wird dann von einem Kleinkind teilweise aufgefressen. Als die Teenager Lina und Doon dem Geheimnis auf die Spur kommen, werden sie von den Leuten des Bürgermeisters gejagt und müssen einige Rätsel lösen, um den Weg nach draußen zu finden. Die Handlung selbst ist nicht sonderlich neu, jedoch beeindruckt der Film durch sorgfältig gemachte Kulissen voll durchdachter Details und Requisiten, eingängige Filmmusik und dem seltsamen Gefühl, auch unsere überirdische Welt könne auf gewisse Weise ähnlich in einer Platonschen Höhle feststecken wie Ember. So manches Verhalten („Das ist nicht mein Job“, „Es gibt keinen Ausweg“) erscheint erschreckend vertraut. Leider wird nie geklärt, warum die Motten so groß sind. Ich frag ja nur.

Es ging nun auch mit der Trilogie der Sturmkönige von Kai Meyer weiter, die im Persien des 8. Jahrhunderts nach Christus spielt, zur Zeit Kalifs Harun al-Raschid von Bagdad, im 52. Jahr des Dschinnkriegs. Und wie es aussieht, könnte es auch das letzte Jahr des

Dschinnkriegs und das letzte Jahr der Menschheit werden. Band 2 trägt den Titel „*Wunschkrieg*“. Tarik, Junis und Sabatea wurden am Ende von Band 1 voneinander getrennt und brauchen nun den gesamten Band 2, um wieder zueinander zu finden. Unterwegs erfahren sie und wir das große Geheimnis dieser Welt und der „Welt ohne Dschinne“. Dass es in Band 3 richtig rund gehen wird, ahnen wir, denn mehrere Dschinnheere marschieren auf Bagdad zu, um diese letzte dschinnfreie Stadt einzunehmen und die Menschheit endgültig zu vernichten. Die Rebellen der Wüste, die Sturmkönige, stellen sich einem dieser grotesken Heere in den Weg mit aller Magie, die ihnen zur Verfügung steht. Doch sie alle lassen ihr Leben dabei. Die einzige Hoffnung der Menschen ruht nun auf unseren drei Helden, die von dubiosen Personen begleitet und geführt werden: dem Hofmagier Khalis, dem Dschinnjäger Almarik sowie dem abtrünnigen Sturmkönig Nachtgesicht und seiner streitsüchtigen, messerschwingenden Schwester. Und deren Hoffnung stützt sich auf eine Legende, nach der die jeweils dritten Wünsche der Wunschschinne gestohlen und an einem Ort in der Wüste gesammelt wurden, dem legendären Skarabapur. Nur mit der Macht des Dritten Wunsches können die Dschinne noch aufgehalten werden. Nun stellt sich für uns die Frage, ob aus Feinden in der Not verlässliche Partner werden. Außerdem ahnen wir bereits, dass die Schwüre, die Tarik und Junis getrennt voneinander getan haben, ihnen Schwierigkeiten bereiten werden.

In Band 3 führt ein Wettlauf mit der Zeit und mit den Dschinnen unsere Helden über „*Glutsand*“, eine zerstörte Landschaft aus grünem Glas, bis nach Skarabapur, dem Ort der Entscheidung. Nur Junis geht seinen eigenen Weg, um eine verhängnisvolle Macht zu befreien, von der wir nicht wissen, auf welcher Seite sie steht. Wer ist Jibril? Wer ist Qatum? Wer ist Atalis? Und wer bin ich? Mitten im Lauf bzw. Flug erfahren unsere Helden

weitere Wahrheiten über die verwickelte Vorgeschichte dieses Vernichtungskrieges gegen die Menschen. Das Tempo und die Spannung steigen, bis auf den letzten Metern Überraschungen, Magie und Blutvergießen, Treue und Verrat explodieren. Wer am Ende gewinnt, das verrate ich natürlich nicht. Die überlebenden Helden jedoch sind geläutert, und vielleicht hat der Leser auch etwas über sich selbst erfahren. Ich finde es gut, dass Kai Meyer versucht hat, einen psychologischen Roman zu schreiben. So etwas liebe ich. Allerdings hat er für meinen Geschmack zu viele Handelnde, zu viele Schlenker und unnötige, zu gigantische Monsterwesen eingebaut. Beispielsweise die Roch als drittes Volk wären zusätzlich zu den Menschen und den Dschinnen nicht nötig gewesen und hätte man durch ein menschliches Nomadenvolk ersetzen können. Der Roman verlangte leider von den Helden auch einige recht unlogische Entscheidungen, deren an den Haaren herbei gezerrten Begründungen mich nicht überzeugten. Spannend war der Roman trotzdem, insbesondere die fliegenden Glassplitter und Sabateas lebensgefährlicher Blutverlust am Ende.

Ori Schwarzmans „*Mondscheinmädchen – Meine Zeit in Afrika*“ beschreibt ein Jahr eines jungen Arztes in Afrika, seine Liebe zu Akuja der Schweinehirtin, seine Verwicklung in den Konflikt zwischen dem Häuptling und dem reichen Brauereibesitzer, den diversen Fallstricken der afrikanischen Etikette und das Spannungsverhältnis zwischen christlicher Religion und Voodoo. Der Erzähler wird tiefer in gewisse Schwierigkeiten verstrickt als ihm lieb ist, kommt am Ende aber mit dem Leben davon – im Gegensatz zu einigen anderen.

Didier van Cauwelaert phantasiert in „*Das Evangelium nach Jimmy*“: Was wäre wenn... Was wäre wenn es möglich wäre, aus dem zweitausend Jahre alten Blut Christi einen zweiten Jesus zu klonen? Was wäre wenn die Regierung Clinton dies

bereits getan hätte und der Jesus-Klon durch einen Unfall aus dem Labor entkommen wäre? Wie würde dieser Jesus im heutigen Amerika leben? In dieser Variante der Geschichte nennt sich der kleine Junge selbst Jimmy, wird von armen Eltern adoptiert, von seinen Adoptivbrüdern wegen seines „jüdischen“ Aussehens und seiner großen Schmerzunempfindlichkeit gequält. Bis zu seinem 32ten Lebensjahr lebt Jimmy in einfachen Verhältnissen, reinigt Swimming Pools, bleibt unverheiratet und recht einsam, mit etwas Übergewicht. Von Religion weiß er wenig. Die Regierung stößt ihn erst wieder auf, als er wegen eines Unfalls zum ersten Mal in seinem Leben zum Arzt geht und man einen genetischen Fingerabdruck von ihm erstellt. Sofort treffen sich heimlich die Mächtigen, um zu diskutieren, wie sie den Jesus-Klon für Staatszwecke einsetzen können und wie sich eventuelle Wunder kommerziell vermarkten lassen. Kann man einen Menschen patentieren lassen oder nur dessen Herstellungsprozess? Als Jimmy von seiner Herkunft erfährt, ist seine erste Reaktion: „Ich bin aus einem Fleck auf einem alten Leichentuch entstanden???“ und: „Ich bin der Sohn eines Grabtuchs“.

Erst als er beginnt, (gefälschte) Wunder zu tun, beginnt er an sich zu glauben und begibt sich in die Ausbildung, die die Regierung ihm angedeihen lässt. Nun beschäftigt er sich mit theologischen Fragen. Und stellt fest, dass jede seiner Bemühungen, Gutes zu tun, ihren Preis fordert. Er fragt sich sogar, ob beim Klonen nicht ein neuer Messias erschaffen wurde, sondern im Gegenteil der Antichrist. Insgesamt ist das Buch etwas umständlich und ausführlich geworden, aber es enthält einige richtig gute Gedanken. Beispielsweise dass der Glaube nicht in Gewissheit besteht, sondern in Liebe. Sehr schön fand ich auch Sätze wie: „Wie ist er [Jesus/ Jimmy] denn so als Mensch?“ (doppeldeutig!) oder „Guck mal, Mama, ich hab aus Wasser Wein gemacht!“ Wie es am Ende ausgeht und ob

die Internet-Gemeinde für oder gegen die Kreuzigung abstimmt, das wird natürlich nicht verraten.

Die sachlichen Hintergründe und die Ergebnisse seiner Recherchen zu Jesus-Reliquien und die Möglichkeit, Jesus zu klonen, um damit die prophezeite Wiederkehr des Messias wahr zu machen, diskutiert derselbe Autor in dem Sachbuch „Die Jesus-Formel. Auf der Suche nach dem heiligen Gen“, das ich früher schon besprochen habe (Ausgabe 30, Juli 2010).

Und da wir schon bei jenseitigen und göttlichen Geheimnissen sind: „Der Weg – Wenn Gott dir eine zweite Chance gibt“ von William Paul Young beschreibt die Reise in sein Innerstes von Tony, der im Koma liegt und sterben wird. Ihm bleiben noch einige Tage, um sich selbst, Jesus, Gott und den Heiligen Geist kennen zu lernen, um auf die Erde zurück gekehrt noch einige wichtige Lektionen zu lernen, sich zu versöhnen und sein Verhältnis zu Gott und den Menschen zu klären. Obwohl ich den Schreibstil teilweise tapsig und kitschig fand und die Handlung nur zu voraussehbar ist, so kann ich das Buch doch empfehlen wegen der interessanten Bilder und Vergleiche, welche visualisieren, was Liebe und Glaube sind und was in einem Menschen geschieht, der nur an sich selbst denkt. Hier ein paar Zitate aus dem Buch: „Die Hölle ist, etwas für real zu halten, was nicht wahr ist.“ Und: „Es gibt kein Getrenntsein. Nichts kann einen Menschen von der Liebe Gottes trennen.“ Glaube und Liebe bedeuten Beziehungen zu anderen Menschen.

„Closing the Ring“ ist ein Film über Liebe und über gegebene Versprechen. Wenn man jemandem verspricht, ihn für immer zu lieben, muss man sein Versprechen halten? Wird man jemals wieder frei von einem Versprechen – auch wenn man es bricht? Und was, wenn man fünfzig Jahre später erst erfährt, was man damals schon hätte wissen müssen? Wenn dieses Wissen auf einem anderen Kontinent begraben liegt? Hätte Jimmy sein Versprechen

gehalten, nie wieder auf den Black Mountain zu gehen, dann wäre alles anders gekommen. Wer jemals in seinem Leben einen Liebeschwur getan hat, den wird dieser Film erschüttern.

An Nicholas Sparks' Romanen liebe ich, dass sie so normal sind. Inmitten all der aufregenden Romane über Götter, FBI, Magier und Parallelwelten, entspannt es, einen Liebesroman über ganz normale Menschen zu lesen, die sich ganz unkompliziert verlieben und kommen selbstverständlich zusammen sind. Ohne die laut Lehrbuch im Roman nötigen Verzögerungen, inneren und äußeren Hindernissen, die das Zusammenkommen angeblich erschweren müssen, um die Geschichte spannend zu machen. Stattdessen ringen normale Menschen ganz normal mit normalen Schwierigkeiten. In „Weg der Träume“ verliebt sich Miles erneut, zwei Jahre nachdem seine Frau Missy unter nie geklärten Umständen beim Joggen totgefahren worden war. Miles hatte nicht wie unter Romanhelden üblich den Dienst als Deputy Sheriff quittiert, um ohne Rücksicht auf Gesetze den Unfallfahrer zu verfolgen, um blutige Rache zu üben, er ist nicht dem Alkohol erlegen und hat auch ansonsten nichts Auffälliges, Wahnsinniges oder Heldenhaftes unternommen. Er verfolgte die Untersuchungen seiner Kollegen von der Verkehrspolizei, befragte selbst Personen und fand ebenfalls nichts heraus. So führte er seinen Beruf weiter, mähte den Rasen und kümmerte sich um seinen kleinen Sohn. Dass Nicholas Sparks' Romane so beliebt sind – zumindest unter Frauen – beweist für mich, dass diejenigen auf der falschen Spur sind, die glauben, die Leserschaft bestünde aus blutrünstigen, sensationsgeilen Monstern und man müsse ihr immer grausamere Gladiatorenspiele zur Belustigung bieten. Auch die leisen, nachdenklichen Töne werden gerne gehört, aber wie in der Musik ist es auch in der Literatur schwieriger, leise als laut zu spielen, langsam und gleichmäßig statt bombastisch hektisch. Denn der sacht

geführte, dünne Spannungsfaden einer unspektakulären Gefühlsentwicklung kann viel leichter reißen als das Drahtseil des Actionhelden. Nicholas Sparks ist ein Mann, dessen Hände feinfühlig genug sind, um auf einer ländlichen Morgenwiese Tautropfen im kunstvollen Abstand auf Spinnenfäden zu fädeln und so in die Sonne zu halten, dass sich das echte Leben darin spiegelt.

„*Anna Karenina*“ von Leo Tolstoj sah ich vor einem Dutzend Jahren als Film, nun hörte ich es als Hörbuch. Immer wieder stelle ich fest, wie unterschiedlich man in verschiedenen Lebensphasen dieselbe Geschichte rezipiert. Seinerzeits fühlte ich uneingeschränktes Mitgefühl mit der armen Anna, die von der Gesellschaft dafür bestraft und im Stich gelassen wird, dass sie ihrem liebenden Herzen folgend ihren Mann verlässt und mit ihrem Geliebten lebt. Nun jedoch schockiert mich Annas Gefühllosigkeit. Zwar hat sie ihren Mann verlassen, aber sie gibt ihn nicht frei. Sie selbst gibt wenig Liebe, verlangt dafür aber, dass die Welt sich nur um sie dreht. Sie verlangt, sie dürfe jede gesellschaftliche Regel brechen und insbesondere die Gesetze des Mitgefühls, und doch müsse man sie lieben. Während sie ihre Schwägerin dazu überredet, bei ihrem sie nicht liebenden Ehemann zu bleiben, hält Anna sich zwei Männer warm. Ihr Geliebter möchte sie heiraten, doch sie zögert die Scheidung heraus. Sie benimmt sich damit genauso rücksichtslos wie ihr ehebrechender Bruder, jedoch gar nicht diskret. Damit macht sie ihren Ehemann zum Gespött und zerstört seine Karriere genauso wie die ihres Geliebten. Doch auf welche Seite der Leser sich auch schlagen möchte: Die handelnden Personen sind alle auf ihre Weise ganz normal egoistisch und gefühlvoll. Man könnte also jeden von ihnen lieb haben oder verdammen. Tolstoj erschafft oder beschreibt Menschen mitten aus dem Leben, so feinfühlig, so realistisch, so unter die Haut gehend. Mein Lieblingssatz

in diesem Roman war: „Die Liebe ist ein Prüfstein für die Menschen.“

Um der Sache auf den Grund zu gehen, las ich als nächstes zwei Bücher erneut, die mir früher sehr gefallen hatten. Vorbei! Die Heldin Sibell aus „*Weites wildes Land*“ von Patricia Shaw fand ich plötzlich zickig und egozentrisch, die insbesondere an einem kompletten Realitätsverlust leidet. Zunächst braucht sie Wochen um zu kapieren, dass bei dem Untergang ihres Schiffes nur sie selbst durch einen glücklichen Zufall gerettet wurde, ihre Eltern jedoch starben. Man muss es ihr direkt sagen. Dann lebt sie monatelang bei Geschäftspartnern ihres Vaters, ohne sich Gedanken um ihre Zukunft oder das verlorene Vermögen ihrer Eltern zu machen, das teilweise von der Versicherung ersetzt wurde. Als nächstes bildet sie sich ein, ein gewisser Mann, der von seinem zweifelhaften Glück gar nichts weiß, würde sie lieben, heiraten und so retten, und im Vertrauen darauf legt sie sich mit den wenigen Menschen an, die sie unterstützen. So riskiert sie, auf dem ihr unbekanntem Kontinent Australien ganz alleine da zu stehen. Aber Frauen, die ihren eigenen zickigen Weg gehen, finden offensichtlich ständig neue Unterstützer!

Rachel, die Heldin in Susan Elizabeth Phillips' Roman „*Träum weiter, Liebling*“, weiß immerhin um ihre völlig hoffnungslose Lage. Trotzdem ist das kein Grund, den einzigen Menschen, der bereit ist ihr zu helfen, so ruppig zu behandeln. Andererseits macht ihn genau dieses aggressive Verhalten sexuell an und holt ihn aus seiner zweijährigen Gefühlsstarre heraus. Auch er erweist sich als sensibel und anständig, liebevoll und einfach nur perfekt, nachdem er erst seine böartige, grobe, gemeine Maske abgelegt hat. Warum die beiden sich ineinander verlieben, verstehe ich allerdings gar nicht. Und mein Mitgefühl mit diesen garstigen Menschen hält sich in kühlen Grenzen.

Große sprachliche Freude bereitete mir „Das lässt sich ändern“ von Birgit Vanderbeke. Es geht um Menschen, die „drinnen“ und „draußen“ sind in der Gesellschaft, von der Bedeutung und Bedeutungslosigkeit von Sprache und von gestaltenden, erschaffenden Händen, an denen der Dreck festgewachsen ist. „Draußen zu sein ist gefährlich. Adam war schon immer draußen und ich hatte keine Ahnung, dass ich drinnen war.“ Als die wohl behütet „drinnen“ aufgewachsene Industriellen-tochter und Logopädin Adam kennen lernt und heiratet, wissen alle, dass das nicht gut gehen kann. Doch ihr Leben wird nun zum Abenteuer mit Adam, der Worte für unwichtig hält, und stattdessen ständig neue Baustellen aufmacht, Geschäfte einfädelt und Verrücktes ausprobiert. Sie lebt nun „draußen“, mitten unter anderen, die auch draußen sind: ihre Studienfreundin Fritz, die ihren verheirateten Pariser Freund verlässt, als sie ein marodes Häuschen auf dem Dorf erbt, dem Bauern Holzapfel, der nach dem Tod seiner Frau den Hof verfallen lässt, bis Adam ihm mit neuen Geschäftsideen etwas zu tun gibt, und der Familie Özlimat, die eine Dönerbude betreibt, deren Sohn nicht Bauingenieur werden kann, weil er keine Empfehlung fürs Gymnasium bekommt, die aber dafür weiß, wie man mit Hilfe des Friseurs telefonisch Geld in die Türkei überweist. Von draußen, so meint die Erzählerin, sieht man vieles klarer als von drinnen. Ob sie damit Adams Zukunftspessimismus meint, bleibt offen. Doch Dinge lassen sich ändern, das lernt sie von Adam. Und nie weiß sie, ob eine Änderung nun Rettung oder Verhängnis ist, oder ob beides ohnehin nicht zu unterscheiden ist.

Eigentlich behaupte ich stets, dass in einem Roman die Sprache schwächer sein müsse als in der Lyrik oder Kurzprosa. Einen dichten Stil auf mehreren hundert Seiten, welcher Leser und welcher Autor hält das schon durch? Herta Müller ist es mit „Atemschaukel“ gelungen, in einer knappen bildhaften Sprache voller Mehrdeutigkeiten einen Roman zu

schreiben, dessen Handlung rund und in sich geschlossen zu denselben Bildern zurück kehrt, um aufzuzeigen, wie auch das Denken des Ich-Erzählers immer wieder um die „fünf gestohlenen Jahre“ kreist, die er in russischen Arbeitslagern verbrachte. „Jeder Tag ist ein Kunstwerk“, sagt er und vielleicht ist es diese Fähigkeit, allen Schmerz und alle Gefühle beim Namen zu nennen, ohne es zu tun, die ihn überleben lassen. So wie die Lagerfreunde unter „Heimweh“ alle Unbilden zusammenfassen, auch diejenigen, über die man nicht spricht (z.B. Filzläuse in den Intimregionen), so übersetzt der Erzähler jedes Gefühl in Bilder, über die er dann auf distanzierte Weise nachdenken kann. Täglich wieder neu, während der harten doch eintönigen Arbeit und der Lagerfreizeit. „Ich habe mein Heimweh tränenlos gemacht“, bemerkt er, wohl wissend dass ihn das nicht stärker, sondern schwächer macht als diejenigen, die noch weinen können darüber, dass bei jedem neuen „Frieden“ immer noch nicht die Heimkehr erfolgt. Viele der Gedanken kreisen um das Essen, die 800 Gramm Brot pro Tag und die russische Kohlsuppe, die gar keinen Kohl enthält. Allein das Abfüllen der wässrigen Brühe in Fläschchen als „Souvenir“ wird vom Lagerkommandanten schlechten Gewissens als Angriff auf den Kommunismus gewertet. Jeden Tag erhält jeder seine 600, 800 oder 1000 Gramm Brot. Und jedes Mal wird getauscht, da jeder trotz des akribischen Abwiegens glaubt, die Brotscheibe des anderen sei größer. Ganz genau nehmen es die Insassen mit der „Brotgerechtigkeit“ und wenn jemand stiehlt, dann tagt das „Brotgericht“. Das Lager wird beherrscht vom Hungerengel, der aus den Menschen geschlechtslose Gerippe aus Haut und Knochen macht. Der Erzähler beginnt die Herzschaufel zu lieben, mehr als die anderen Schaufeln. Liebespaare schweben im Zeppelin davon, der eigentlich ein Abwasserrohr ist. Diese Bilder lassen ihn auch nach der Rückkehr nicht mehr los, sondern sind das Alphabet geworden, mit

dem er seine Umwelt bewertet und erkennt. Aus Zwangsarbeit wird Arbeitszwang, und der Hungerengel bleibt sein treuer Begleiter und lenkt jede Mahlzeit. Jedoch teilt niemand diese Sprache der Selbstgespräche. Zwar vermeint er in alltäglichen Bemerkungen verborgene Hinweise zu erkennen, in

seiner Sprache formuliert. Sie erweisen sich jedoch stets als wörtlich gemeint. Seine sprachliche Isolation wird erzeugt oder verstärkt durch seine ängstlich verborgene Homosexualität.

Andrea Herrmann

Der Skipper

*Fragment
vom 15.01.2013*

Nach dem erfolglosen Test eines Gerätes verlasse ich eine Werkshalle durch eine kleine, schmale, grün gestrichene Eisentür. Draußen ist ein Hafenbecken mit einer Kaimauer. Alles schon länger unbenutzt. Die Kräne verrostet und überall wächst Gras oder sogar kleine Büsche aus den Ritzen der Pflasterung und den Rillenschienen der Eisenbahngleise. Auf der anderen Seite des Hafenbeckens eine große leere Fläche.

Die dortigen Lagerhallen sind bereits abgerissen. Nur einige wenige Haufen Bauschutt sind zurückgeblieben. Ein rostig-orangefarbener Radlader steht schon für den Abtransport des Schutts bereit.

Das Hafenbecken ist weitestgehend leer. Ein paar kleinere, schwarz geteerte Prähme liegen vertäut an Dalben, aber kein größeres Schiff. Am blinden Ende des Hafenbeckens ist allerlei Unrat, leere Plastikflaschen, Holzstücke und dergleichen vom Wind zusammengetrieben worden, das weit entfernte andere Ende des Hafenbeckens öffnet durch eine filigrane, altertümliche Hubbrückenkonstruktion auf Auwiesen und den Fluss.

Ein Stück weiter die Kaimauer entlang ist eine große Segeljacht vertäut. Sie sieht irgendwie unfertig aus, Aufbauten und Masten fehlen, der Rumpf ist mit rotbrauner Rostschutzfarbe gestrichen. An der Stelle, wo die Aufbauten sein sollten, ist nur eine mit einer grauen Plane abgedeckte Öffnung. Einen Namen hat das Schiff nicht, nur eine Registriernummer, die in Weiß mit großen, ungelenk von

Hand gemalten Ziffern auf den Rumpf geschrieben ist. Eine dicke Bohle führt vom Bordrand zum Fuße der Kaimauer. Dort ist ein Treppenaufgang. An der Stelle, wo die Treppe oben an der Kaimauer endet, sitzt jemand vornübergebeugt auf einem Klappstuhl. Als ich näherkomme, erkenne ich, dass es wohl der Skipper ist. Ein älterer graubärtiger Mann mit schwarzer Hose und schwarzer, zweireihig geknöpfter Jacke mit goldenen Ärmelstreifen. Er trägt eine Kapitänsmütze mit einem großen goldenen Anker-Emblem vorne. Dazu hat er eine sehr dunkle Sonnenbrille und einen weißen Spazierstock.

Als ich an ihm vorbei will, hält er mir den Stock vor, um mich anzuhalten. Erst jetzt erkenne ich, dass er nicht nur vier goldene Streifen an den Ärmeln seiner Jacke trägt, sondern auch ein weißes Emblem mit drei schwarzen Punkten daran an den Oberarmen. Nun hält er mir eine Sammelbüchse hin. Ich zögere. Da tastet er mit seinem Stock zur Seite, bis er einen Pfahl findet, dann tastet er daran nach oben und klopft auf ein daran befestigtes großes Schild: „Das ist KEIN Almosen sondern WEGEZOLL“.

Januar 2013, Bernd Wiebus

Geboren 1962 in Duisburg-Beeck. 1980 Abitur, anschließend Lehre als Energieanlagenelektroniker in der Stahlindustrie. Später E-Technik-Studium. Diplom 1995 in Duisburg. Arbeitet als Servicetechniker für OES und XRF Geräte. Wohnt seit 2002 in Uedem. Schreibt gelegentlich in der Freizeit Prosa. In letzter Zeit aber eher Sachtex te (z.B. über die Software KiCAD).

Die singenden Bäume

Die Dichterin Cloelia galt einst als die schönste Frau der Welt und verfaßte Jamben und Erzählungen. Sie war die Tochter des Landadeligen Cajus Calpurnius. Bei einem ihrer Spaziergänge mit ihrer gleichaltrigen Gespielin Rauthgundis, der Tochter des Unfreien Gepiden Ardarich, eines Leibeigenen, hatten sie sich zu weit von ihrem Landhaus entfernt und waren in einen dunklen Fichtenwald gelangt. Da hörten sie eine Quelle sprudeln und liefen rasch dem Geräusch nach. Cloelia stolperte über eine kräftige Wurzel und verstauchte sich ihren Knöchel. Humpelnd erreichte sie den Quell. Ihre Gespielin folgte ihr zögernd. Eine Greisin saß nahe der Stelle, wo das Wasser nur leicht in eine Marmormuschel sickerte. Die Alte sprach die Mädchen an: „Wenn ihr aus dieser Quelle trinkt, werdet ihr bald in das Tal der tausend Winde gelangen. Eine von euch wird heilende Füße erhalten, aber ihr Mund für immer versiegen. Die Andere wird zu singen beginnen, ohne aufhören zu können. Denkt daran!“

Beide Mädchen tranken aus dem Quell; Cloelias Fuß schmerzte auf einmal nicht mehr, aber sie konnte nicht sprechen. Etwas hemmte sie daran, ihre Lippen zu bewegen. Die beiden Freundinnen verirrt

sich immer weiter in den Wald und durcheilten einen Ziehweg, an dessen Ende zwei Tannen laut zu singen begannen, indem sie ihre Wipfel weit herunterbogen.

Rauthgundis stimmte in den Gesang ein; ein Tal tat sich auf; von allen Seiten bliesen Winde so heftig, daß Rauthgundis und Cloelia in den Wald zurückgeweht wurden, trotz größter Anstrengung.

Die Winde wehten die singende Rauthgundis und die für immer verstummte Cloelia an den singenden Tannen vorbei bis an das Landhaus. An der Stummheit der einen und dem Gesang der anderen änderte sich auch in Jahren nichts.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Schraube locker



Mein Sattel ist mir unterm Arsch weggebrochen. Ich schiebe mein Fahrrad, mit dem Sattel auf den Gepäckträger geschnallt, in den Bike-Shop hinein. Der Inhaber kommt auf mich zu, sofort den spöttisch forschenden Blick auf mein Rad gerichtet.

„Auch das noch!“ schießt es als erstes aus ihm heraus.

„Mir ist der Sattel abgebrochen.“

„Der Sattel ist dir abgebrochen?“ wiederholt er höhnisch.

„Richtig.“

„Dein letztes Fahrrad war schon 'ne Zumutung, und das da sieht auch nicht besser aus.“

„Ja, mag sein, mir ist trotzdem der Sattel abgebrochen.“

„Trotzdem“, lacht er auf. „Sei mal lieber froh, dass dir bei dem Zustand nicht das ganze Teil unter dem Hintern weggebrochen ist.“

„Ja, ich danke Gott dafür... Also, was ist jetzt?“

Jetzt fällt sein geschulter Blick auf meinen Sattel, den ich gerade hervorgeholt habe.

„Ist das dein Sattel?“

„Ja.“

„Wie kommst du denn zu so einem Sattel?“

„Weiß ich nicht mehr.“

Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht mal mehr, wie ich zu diesem Fahrrad gekommen war, wahrscheinlich habe ich's, wie immer, irgendwo gefunden. Meistens ergibt es sich sonntags. Alkoholisierte Nachtschwärmer werfen frühmorgens ihre zuvor geklauten Fahrräder irgendwo in die Wicken oder lassen sie einfach an Bus- oder Straßenbahnhaltestellen stehen. Ich habe einen geschärften Blick dafür entwickelt, wann es sich um ein ordnungsgemäß geparktes Rad handelt und wann nicht. Fahrräder, die Sonntagvormittags nicht angeschlossen, lieblos und verlassen auf dem Boden eines Bus- oder Bahnunterstands liegen, da sich für den Fahrer eine reizvollere Fortbewegungsmöglichkeit ergeben hat, sind ein sicheres Zeichen für eine kleinkriminelle Vorgeschichte, und dann komme ich ins Spiel – als Secondhanddieb.

„Dieser Sattel ist drei Mal so viel wert wie deine Zumutung von Fahrrad, ist dir das überhaupt klar?“

„Und wenn schon, solo bringt er mir nicht viel.“

Gerade der Sattel hat mich am meisten gestört. Er ist steinhart, und bei jedem verdammten Schlagloch glaubt man, ein weiteres Stück Männlichkeit zu verlieren. Der Typ zaubert eine Schraube und einen Kreuzschraubendreher (ich glaube so oder so ähnlich nennt man so ein Teil!) hervor.

„Hier!... Na dann, gutes Gelingen.“

Lachend wendet er sich von mir ab, zu einem Jungen hin, der gerade mit einem Mountainbike den Shop betreten hat. Ich mache mich daran, den Supersattel auf mein Trashrad zu montieren. Wie erwartet stelle ich mich extrem ungeschickt an; aber irgendwie gelingt es, nur leider ist die ganze Angelegenheit etwas wackelig.

„Das Teil geht nicht richtig fest“, maule ich genervt.

„Was ist denn los, mein Freund?“ kommt er wieder grinsend auf mich zu.

„Der Scheiß wackelt!“

„Ja, die Schraube ist ja auch zu lang.“

„Ach, wirklich?“

„Ja. Konntest du ja nicht wissen.“ (lacht)

„Das ist richtig. Also, was jetzt?“

„Sattel wieder abschrauben, kürzere Schraube nehmen, Sattel wieder anschrauben!“ (lacht)

„Na, toll.“

Er überreicht mir eine kürzere Schraube und lässt mich allein. Ich schraube den Sattel wieder ab, tausche die Schraube aus und stelle mich beim Sattelanschrauben noch ungeschickter an als zuvor; der schmale Testikelbereich des Sattels neigt sich jetzt etwa dreißig Grad nach unten; warum ist mir schleierhaft. Wieder brauche ich Hilfe. Doch der Fahrradmann ist mit dem Jungen beschäftigt, beziehungsweise mit dessen Mountainbike. Ich belausche seinen Monolog:

„Also, Bremse müsste man erneuern, und das hinten muss auch alles komplett ausgetauscht werden – also mit etwa hundertfünfzig Euro bist du dabei.“

Das Entsetzen des jungen Mountainbikebesitzers steht ihm ins Gesicht geschrieben.

„Ja, dann danke für die Einschätzung... Ich glaube, ich probier's selbst zu reparieren.“

„Ja, dann viel Glück dabei... Ich hoffe nur, das Gerät ist am Ende auch wieder verkehrssicher!“

Mit einem falschen Lächeln und ohne etwas zu erwidern verlässt der verstörte Mountainbiker den Laden. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass sein Fahrrad auf mich einen tadellosen Eindruck machte, aber was weiß ich schon, und was geht's mich an. Der Fahrradmann widmet sich wieder mir.

„Na, so zu fahren macht bestimmt Spaß“, lacht er und weist auf meinen dreißig Grad geneigten Sattel.

„Ja, lustig, ich weiß auch nicht, was los ist, Vielleicht ist die Schraube diesmal zu kurz?“

„Zu kurz! Quatsch! Du hast das Teil schief angeschraubt... Lass das den Chef mal machen.“

Er nimmt mir den Schraubendreher (oder wie das Teil halt heißt) aus der Hand und beginnt herum zu hantieren. Dreißig Sekunden später befindet sich der Sattel in exakt waagerechter Position.

„Ja, dann danke“, nuschlele ich.

„Oh Gott, dieser Lenker!“ ruft er jetzt aus.

„Was ist mit dem?“ frage ich gereizt.

„Diese alten Alulenker sind die reinsten Todesfallen! Wenn du Pech hast, bricht der dir, wenn du gerade flott unterwegs bist, durch, und dann gute Nacht Marie!“

„Das geht schon“, sage ich, „ich benutz' den ja nur zum Lenken.“

„Das geht schon! Ich möchte dich mal sehen, wenn dir dieser Schrott bei Tempo vierzig durchbricht, wenn's gerade in die Kurve geht!“

„Zunächst einmal fahre ich wohl kaum bei Tempo vierzig in eine Kurve, und außerdem bin ich noch nie schneller als zwanzig gefahren, wenn überhaupt.“

„Das reicht auch, um im Rollstuhl zu landen.“

Plötzlich beginnt sich der Fahrradmann wie Turnvater Jahn auf den Lenker zu lehnen, als wäre es ein verdammter Barren. Glücklicherweise hat es keine lenkerbrechtechnischen Auswirkungen, da

er ebenso schwächling ist wie ich. Es sieht allerdings etwas albern aus, wie sich dieser verrückte Mensch auf meinen Lenker stützt. Sollte das Ding tatsächlich durchbrechen, würde er sicher mich für den Schaden aufkommen lassen. Langsam habe ich die Faxen dicke.

„Ja, also, ich glaub, wir haben’s jetzt.“

„Was?“ schnauft er und lässt endlich von meinem Lenker ab.

„Der Sattel ist wieder fest, also danke, ich werd’ dann mal wieder.“

„Ja, ja, dann viel Spaß weiterhin mit deiner Todesfalle... Ich kriege aber noch ein bisschen Geld von dir, für die Schraube.“

„Hab kein Geld bei mir, das müsste ich eben holen.“

„Ach, das bisschen wirst du schon dabei haben – ich bekomme einen Euro neunzig für die Schraube.“

„Wie gesagt, kein Geld, deshalb auch keine eins neunzig!“

„Na dann sieh mal zu, dass du zu Hause dein Sparschwein schlachtest.“ (lacht)

„Soll ich mein Rad als Sicherheit hier lassen.“

„Was!? Als Sicherheit!? (lacht) So was Unsicheres als Sicherheit dazulassen, wäre wohl ein Widerspruch in sich!“ (lacht noch lauter)

„Also nicht.“

„Nein, ganz sicher nicht! Sieh bloß zu, dass du diesen Schrott aus meinem Laden schaffst!“

Diesen letzten Satz hört ein älteres Ehepaar, das gerade das Geschäft betreten hat und sofort skeptische Blicke auf mich und mein Fahrrad wirft.

„Bis gleich“, entgegne ich und gehe. Alle drei schauen mir hinterher.

Ich wohne nicht weit entfernt und habe fünf Minuten später ein Zwei-Euro-Stück in meiner Tasche. Kaum hab ich mein frischbesatteltes Fahrrad bestiegen, springt mir auch noch die verdammte Kette ab. Das darf nicht wahr sein! Zwei Minuten später schiebe ich mein Rad wieder in den Bike-Shop. Das ältere Ehepaar blättert gerade in einem Fahrradkatalog.

„Da bist du ja wieder“, begrüßt mich der Fahrradmann lachend. „Warum schleppst du mir denn schon wieder diesen Müll hier rein?“

„Mir ist die Kette abgesprungen“, antworte ich frustriert.

„Dir ist die Kette abgesprungen!“

„Ja, gerade eben.“

„Gerade eben“, äfft er mich amüsiert nach.

„Ja.“

„Na, das wird ja immer schöner.“ (lacht)

„Ja, und das Ding hat ’ne Kettenschaltung... sieht kompliziert aus.“

„Das ist besonders kompliziert“, höhnt er und widmet sich sofort der Kette. Er klappt eine kleine Vorrichtung nach vorne, legt die Kette wieder auf die Zahnräder und klappt die Vorrichtung wieder zurück. Arbeitsaufwand: zehn Sekunden. Ich komme mir wie ein Idiot vor, aber woher sollte ich auch wissen, dass die Schaltung verstellbar ist, ist ja auch nicht mein Rad.

„Das sitzt ja alles sehr lose“, spottet er wieder.

„Was, die Kette?“

„Ja klar, die Kette! Die kann dir jederzeit wieder abspringen... wahrscheinlich gleich draußen vorm Laden!“

„Jetzt weiß ich ja, wie man sie schnell wieder draufsetzt.“

„Das wüsste sogar jeder Sechsjährige.“

„Ja, kann sein.“

„Alles angerostet!“

„Was?“

„Die Kette!“

„Ja, ja.“

„Was heißt hier ja, ja! Da musst du mal Öl drauf tun... wird zwar auch nicht viel helfen, aber – hast du überhaupt Öl zu Hause?“

„Klar.“ (hatte ich nicht)

„Na immerhin ... ich meine aber kein Olivenöl.“ (lacht)

„Hier das Geld.“

Ich überreiche ihm die zwei Euro. Er nimmt sie lachend entgegen und ich verschwinde.

Drei Tage später reißt die Kette. Kettenlos lasse ich mein Rad in Richtung einer Straßenbahnhaltestelle ausrollen. Ich lehne

es gegen die Außenwand und verdecke dabei zum Teil ein H&M Plakat. Als geile Fotze wurde das dürre Mädchen mit dickem Edding betitelt, das auf dem Plakat lasziv die neuste H&M-Bademode präsentiert. Niemandem fällt auf, dass ich das Fahrrad entsorge, da die Straßenbahnhaltestelle gerade nicht bevölkert ist. Ich gehe zu Fuß nach Hause. Fünfzig Meter entfernt werfe ich einen letzten Blick zurück. Verlassen steht es da.

Vielleicht interessiert sich ja jemand für den Sattel? Bald ist wieder Sonntag.

Jörn Birkholz

geboren 1972 in Bremen, Historiker. Veröffentlicht regelmäßig Texte (Prosa) in Literaturzeitschriften (u.a. im sterz, Lichtungen, erostepost). Publikation: „Deplatziert“ 2009, dritte Auflage 2011. Webseite: deplatziert.tumblr.com

Heute

Heute sage ich,
Herr segne diese Frau,
die mir zwei Flaschen Wasser vermacht hat.
Und segne Henry, der mir die Flasche Wein schenkte,
an der ich mich jetzt berausche.
Morgen werde ich wahrscheinlich
wieder alle verfluchen!

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Transparenz

„Ich habe immer versucht“, sagte er, „mein Leben so zu leben als könne jederzeit jemand kommen und die Offenlegung sämtlicher Bücher fordern: Mein Barvermögen, mein Telefon, die Anrufe, die ich gemacht und bekommen habe, die Passwörter für meinen PC und all meine Konten, meine komplette Korrespondenz, die Bücher in meinem Buchregal, die Medikamente in der Schublade neben meinem Bett, Liebesbriefe, die ich mit siebzehn geschrieben habe, die Masse an Staub in der Ecke meines Badezimmers, der Inhalt meines Kühlschranks, meine Blutwerte, wie oft ich meine Eltern besuche, was ich arbeite, was ich mache, wenn ich nicht arbeite, mein Sexleben, mein sozialer Zirkel, all das ...

... ich habe immer so gelebt, dass das jederzeit transparent, in Ordnung und überprüfbar war. Nur so habe ich mich völlig wohl und sicher gefühlt. Jederzeit kann jemand reinkommen und die Offenlegung aller Fakten verlangen. Ich habe damit kein Problem.“

„Klingt nobel“, sagte ich. „Aber anstrengend.“

„Das Komische ist“, sagte er, „es ist passiert.“

„Was?“ sagte ich.

„Jemand ist gekommen, um sich alles anzusehen.“

„Was? Wer?“

„Keine Ahnung. Plötzlich ist die Tür aufgegangen, zwei Männer und eine Frau sind reingekommen. Sie haben begonnen, alles durchzusehen, sogar meine ungewaschenen Socken im Wäschebeutel.“

„Was?“ sagte ich. „Wieso?“

„Sie waren überaus gründlich. Haben nicht viel gesprochen. Ich habe sie einmal gefragt, was sie da machen, aber sie haben so sicher und bestimmt gewirkt. Als hätte alles seine Ordnung. Also hab ich nicht weiter gefragt.“

„Und dann?“ sagte ich.

„Es hat ziemlich lange gedauert, insgesamt. Während die Männer die Wohnung durchsucht haben, hat sich die Frau an meinen PC gesetzt

und dort irgendwas gemacht. Sie hat meine Passwörter irgendwie schon gewusst und musste gar nicht mehr fragen. Ich bin inzwischen auf dem Sofa gesessen und habe gewartet. Dann waren sie fertig. Sie haben sich höflich verabschiedet und sind gegangen.“

„Einfach so?“ fragte ich. „Ohne was zu sagen?“

„So ziemlich, ja“, sagte er. „Sie haben ein paar Dinge mitgenommen, warum, weiß ich nicht. Vermutlich, um sie noch genauer zu prüfen. Aber eigentlich ist es nichts, was mir fehlt, jetzt im täglichen Leben. Also kann ich mich im Grunde nicht beschweren.“

„Das ist ja wirklich seltsam“, sagte ich. „Kaum zu glauben.“

„Ja, nicht?“ sagte er.

Wir sagten eine Weile nichts.

Dann fragte ich: „Was tut sich sonst so?“

„Nicht viel“, sagte er.

Kurz darauf ging ich.

Es war ein warmer angenehmer Abend. Ich war mit dem Fahrrad gekommen. Ich fuhr durch die Abendluft. Bald war ich zu Hause. Ich schloss auf, kickte meine Schuhe in die Ecke, wusch mir die Hände und dachte daran, was ich machen würde und was sie finden würden, wenn bei mir die Tür aufgehen und die Leute reinkommen würden, um alles zu überprüfen. Auch nicht viel, vermutlich.

Ich seufzte und setzte mich ans Fenster.

Der Mann in der Wohnung schräg unter mir hieß Manfred Irgendwie. Er wohnte seit eineinhalb Jahren dort und hatte Träume, unerfüllte Wünsche, sexuelle Bedürfnisse, Erinnerungen an seine Kindheit, all das – und eine vage Vorstellung von so was wie Zukunft.

Ich wusste mehr über ihn als er selber.

Oder über mich.

Johannes Witek

geboren 1981. Lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien und zwei Bücher: „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“ (Gedichte und Prosa; Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2009) sowie „Gebete an den Alligator und die Klimaanlage“ (Schon wieder Gedichte und Prosa; Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2011).

Podlasie

Tage waren das!
Es waren solche Tage,
an denen die Worte
in den See fielen.
Die Namen aller Dinge
hörten auf, Namen zu sein,
und die Dinge selbst
lösten sich auf.
Die Buchstaben
schrieben nur noch
DER SEE
DAS UFER
DER WALD,
bis der See sein Ufer verlor
und der Wald sein Ende
im unendlichen Selbst.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie schreibt Kurzprosa und Lyrik sowie Beiträge zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen. Veröffentlichungen in deutscher und polnischer Sprache.

Vater, Sohn, Enkel und so weiter

Sie traten zusammen vor das Haus, gingen ein Stück und dann drehten sie sich um; „Wenn ich einmal tot bin“, sagte sein Vater, „bekommst du das Haus, das ist was Richtiges, was Handfestes, das hält, das steht, das bleibt; darum mach du auch was aus dir, damit du dir auch ein Haus bauen kannst, dann erbt dein Sohn später mal zwei Häuser und der macht es genauso... fleißig sein, strebsam sein, sparsam sein, anständig sein, schon steht das nächste Haus da und dein Enkel erbt später mal drei Häuser, verstehst du, was ich sagen will“, fragte sein Vater.

Der Sohn dachte eine Weile darüber nach, nickte dann und sagte zu seinen Vater: „Irgendwann erbt dann einer unserer Leute 5.840 Häuser und dessen Sohn 5.841 Häuser... Richtig so, Vater?“

Sein Vater sah ihn daraufhin lange an, presste schließlich die Lippen zusammen und ging ins Haus zurück.

Nicolaus Nissen

Jahrgang 1962, kaufmännische Ausbildung und volkswirtschaftliches Examen. Er veröffentlichte bisher einen Kurzkrimi in der Fernsehzeitung TV NEU, zwei plattdeutsche Kurzgeschichten in einer Anthologie sowie eine weitere im Rahmen des jährlichen NDR I-Plattdeutsch-Literaturpreises. Außerdem den Roman „Die falsche Frau“ im Mohland Verlag, der in diesem Heft rezensiert wird. Weitere Werke sind bei neobooks.com zu beziehen.

Die Stille des Morgens

Es gähnt die Mauer der Stille
entgegen Morgen vertreibt die Nacht
da wollten die Jungen erleben
was Alte nur träumen

Untergehender Mond verblaßt
Flugzeug sichtbar am Horizont
es bleibt nur Erinnerung
schöne Tage am See

Die Fische werfen die Angel
vom Maul. atmen wieder
flach und hoch sind Wellen
wie Wolken, der Wind trägt

Bist du auch weit, denke an dich
wo magst du wohl sein
vergebe dir, so wie du mir
Augenblick kostbares Gut

Nun, Sonnenlicht durchflutet
Zimmer Hände öffnet Fenster
da fliegt die Amsel, den Wurm im
Schnabel die Jungen warten im Nest

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

wer täuscht hier wen

so stelle ich mich also wach
es muss eine feuertaufe sein
um ihren pfirsich zu ernüchtern
sagen wir uns lose verschleiertes
bedecken wir unsere hände
und bunter sand rieselt herab
worauf ich mich abwende
wie soll ich ihr weiter vertrauen
sie verschließt die letzte karaffe
dem ist nicht zu widersprechen
auch unsere hüllen flattern
am unterleib bilden sich töne
allerdings kennt sie mich nur taub

Michael Johann Bauer

**29.06.1979 in Schrobenhausen, lebt als angehender Erzieher in Durlach, Karlsruhe. Hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich anschließend auf Pädagogik spezialisiert. Die Poesie des Absoluten ist sein Leben, seine Liebe, seine Leidenschaft. Der Weg führte über Surrealismus, Expressionismus, Symbolismus; nun ist er anderswo.*

Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, u.a.: „Der Worthauer“ (Kurzgeschichte), in der Literaturzeitschrift „phantastisch!“ Ausgabe 39; „Flucht, nach vorn“ (Kurzprosa), in der Kurzprosaanthologie „Kühner Kosmos“, die im Rahmen eines dementsprechenden Wettbewerbs entstanden ist; „Euphorie einer leeren Stadt“ (Gedicht), in der Literaturzeitschrift „Das Dosierte Leben“. „weisen“ und „wozu noch lernen“ (Gedichte) in der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ Ausgabe 41, etc.

Die Computerfuge

Nachtschwarzes Licht blendet gar furchtbar hell.
Dem Laptop am Schoß im Kämmerlein,
macht Hodenkrebs, macht Hodenkrebs.
Mit Pyjama und Joystick ist der alte Nerd
der neue König.

Der Tod, der Tod,
er ist ein König aus Amerika,
der Monarch der Demokratie.
– Jeder Knopfdruck ein Treffer.
Es ist so leicht, fast wie ein Spiel.

Erst mal einen Kaffee, im Garten spielen Kinder,
später gehen wir in den Park.
– Wieder zu Haus‘ findet der Graus kein Aus.
Jeder Knopfdruck ein Treffer,
jeder Drohnenschuss ein Genuss.
Der Präsident, der die Todesliste am Dienstag schrieb,
er wird gratulieren, gratulieren.

Noch nie war Töten so leicht,
vom Laptop aus, der macht Hodenkrebs.
Schieß, Drohne, schieß, kill den Terrorist.
Wie ein Spiel, nur das Blut ist echt.
Tötet die islamischen Oppositionellen für die Demokratie;
Und das alles vom Laptop aus!
Der Tod ist der König aus Amerika.

Philip J. Dingeldey

Ich bin 1990 in Nürnberg geboren und wohne derzeit in Hersbruck. Nach dem Abitur im Jahr 2010 begann ich an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Nebenher besuche ich auch Veranstaltungen der Journalistik und Philosophie.

Weiterhin war und bin ich für verschiedene Medien als freier Mitarbeiter und Autor tätig, so auch für die „Hersbrucker Zeitung“, die „Nürnberger Nachrichten“, den „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“ und die „Nürnberger Zeitung“. Auch habe ich schon beim Grin-Verlag Essays und wissenschaftliche Fachaufsätze in Buchform veröffentlicht und einen Kommentar für Deutschlandfunk-Online geschrieben. Weiterhin habe ich schon in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften Gedichte und Erzählungen veröffentlicht. Außerdem ist 2011 mein eigener Parabelband „Von berstenden Hirnen und schwarzen Gewändern“ erschienen.

**OHNE
WEHR**

WIR KOMMEN UND WIR GEHEN
WOHER, WOHN? ICH WEIß ES NICHT
WIR AGIEREN, RÄTSELN, STEHEN
ENTERNDE FRAGEN IM GESICHT

WIR MEINEN, MUTMAßEN, WISSEN
WORTE – FLÜCHTIG WIE RAUCH
WIR SOLLEN, DÜRFEN, MÜSSEN
PFLICHT FRIßT SICH EINEN BAUCH

SO HARREN WIR AN TISCHEN
UND STREICHELN OBERFLÄCHEN
LEICHT WILL UNS ERNST ENTWISCHEN
ZORN MISCHT SICH UNTER SCHWÄCHEN

EIN ABEND NAHT SCHON WIEDER
SCHEINT ER DIR TRÜBE ODER KLAR?
BLÖDBIRNE SCHEISST AUF LIEDER
UNFÄHIGKEITEN FÄDELN SICH DURCHS JAHR

IN MANCH VERQUEREM NEBENWORT
BASTELN SICH SELBES EIN VERSTECK
STATEMENTS MAUSERN SICH ZUM HORT
POETISIEREN DEN LEBERFLECK

ZWISCHEN ALL DIESEN ZWEIFELN WOHT
EIN UNBESTIMMTES – BANG ODER SCHEU
OB OFFENBARUNG HILFT, OB SIE SICH LOHNT
EINZIG DAS SCHEITERN BLEIBT SICH TREU

STUNDEN LANGWEILEN SICH IN EINEM BAUM
WEG-MARKEN SIND LÄNGST AUSGESTORBEN
SCHUTZLOS ROTTET EIN URALTTRAUM
DIE LEERE HAT DEN MUT VERDORBEN

geschrieben
08.07.2011

Essen/Ruhr

*ARNO
PETERS*

Rezension „Im Osten das Grauen - Ein Kriegstagebuch“ von Johannes Werner Günther

„Macht niemals Krieg!“ lautet die Botschaft des Autors, der uns in seinem autobiographischen Werk mit an die Front nimmt. Und noch nie sind mir die Kugeln so knapp am Ohr vorbei gepfiffen, noch nie steckte ich so lebhaft mit drin bzw. war ganz vorne dran. Der junge Johannes Werner gehört zu denjenigen Soldaten, die in einem Gewaltmarsch innerhalb eines Sommers 2000 km Osteuropa und Asien erobern sollen, ohne Kriegserklärung und trotz Nichtangriffspakt. Die ersten 400km schaffen sie in 4 Wochen. Doch der Sieg gelingt nicht, den Winter 1941/42 verbringen sie in Schnee und Eis – und das ohne ausreichende Ausrüstung. Die russische Armee hinterlässt bei ihrem Rückzug verbrannte Felder und Dörfer und schneidet den Deutschen den Nachschub ab. Darum gibt es kein Essen, keine Munition, keine Winter- und keine Tarnkleidung und keinen Sprit mehr.

Aber von vorne... Der Erzähler ist ganz vorne dabei, an der HKL (=Hauptkampflinie), wo die Signalpistolen den Fliegern die Front markieren. Als einer der vier Krafradmelder seiner Kompanie. Er treibt die russische Armee vor sich her (oder umgekehrt), liegt im Schützengraben, nimmt Gefangene und begegnet einheimischen Zivilisten. Der Leser marschiert, hungert, friert und graut sich mit dem Erzähler, fürchtet um sein Leben und das der Freunde. Die Läuse jucken, die aufgequollenen Füße, die wochenlang nicht aus den Stiefeln heraus kommen. Auch wenn bei den schrecklichsten Szenen die Worte ausgehen. Manches wird kühl berichtet, doch genau diese Sprachlosigkeit ist eben auch authentisch. Auch die verwendeten Euphemismen sind es, wenn

es heißt „Die Gegenseite verstummt“, wenn man plant, eine Kolonne „zu stoppen“ oder die feindliche Marschordnung „auseinander zu reißen“. Menschen stoßen in diesem – und vermutlich in jedem anderen – Krieg an ihre physischen und psychischen Grenzen und sterben nicht nur durch feindliches Feuer, sondern auch an Erschöpfung oder dem Grauen. Der Roman verschont uns mit keinem Detail. Wir lernen Waffengattungen kennen, Überlebensstrategien fürs Trommelfeuer, den Unterschied zwischen Vorderhangverteidigung und Hinterhangverteidigung, sowie die diversen Krankheiten, die einen Soldaten befallen. Und noch nie hatte ich daran gedacht, wie schnell Verwundete auf dem Schlachtfeld erfrieren, wenn sie nicht geborgen werden. Oder dass man, wenn man mit der Wache dran ist, Selbstmord durch Erfrieren begehen kann.

„Nachdem der Ort durchgekämmt ist, gehe ich mit einigen Kameraden zurück, um nachzusehen, wo der in der Rauchwolke verschwundene Kämpfer sein könnte.

Die Verwundeten werden bereits von den Sanitätern versorgt und Tote weggetragen. Das große Aufräumen.

Am Einschlag bietet sich uns ein schrecklicher Anblick. Die Sprenggranate muss ihn voll getroffen haben. Verstreut liegen seine Körperteile im Umkreis. In einen Sack sammeln wir die Überreste ein. Beine, Arme, der Kopf zur Unkenntlichkeit zerstört, ein Stück Rückgrat, mit Rippen daran ohne Fleisch, als hätte ein Metzger gearbeitet, Uniformreste und eine zerfledderte Brieftasche, in der wir sogar ein Pfennigstück finden, das verbogen ist.“

Auch um Kriegsverbrechen und den Bruch der Genfer Konvention geht es. Gerechtfertigt wurden sie durch angebliche illegale Tricks und Verbrechen der Gegenseite. Folglich wurden russische Überläufer, die ihre Handrücken zeigen statt den Handflächen, sofort erschossen, weil sie angeblich mit den verborgenen Daumen versteckte Pistolen abfeuerten, sobald sie vor einem Offizier standen. Der Autor berichtet leider nicht, ob sie bei den erschossenen Russen tatsächlich solche Einrichtungen gefunden haben. Nachdem einige deutsche Soldaten zu Tode gefoltert worden sind, werden drei Tage lang keine Gefangenen gemacht. Und Polit-Kommissare werden grundsätzlich erschossen und sofort verscharrt. In einem Dorf wird jeder zehnte Mann getötet, weil zwischen den Häusern des Dorfes heraus auf die Deutschen geschossen worden ist. Bis zuletzt beteuern die Dörfler, es seien ihnen unbekannte Partisanen gewesen.

Als eher störend empfinde ich die gelegentlichen Einschübe des Autors, in denen er zu erklären versucht, wie Hitler an die Macht kommen konnte, oder erklärt, dass Menschen aller Hautfarben sich nur durch Pigmente unterscheiden und als „Brüder und Schwestern“ zusammen leben sollten. Diese Einschübe kommen etwas schulmeisterlich daher und raten uns, dieselben Fehler nicht zu wiederholen. Als sei man damals nicht durch vorherige Kriege gewarnt gewesen. Schade finde ich, dass er die Schuld am Krieg der Reihe nach allen möglichen Ursachen zuschustert, wie dem Bösen im Menschen allgemein, Hitlers Charisma und sogar der Kirche, die angeblich die Menschen von Denken und Verantwortung abhält, die Machtgelüste der Großen, die ihre Macht durch Verdummung der Massen erhalten. Ja, ich weiß: Wer im Krieg nicht gehorcht, wird standrechtlich erschossen. Also muss man mitmachen, wenn man erst Mal dort ist. Aber wie seid ihr dort hingekommen? Stilistisch ist das Buch ein Bericht im Präsens. Fakten, Authentizität und jede Menge Originalfotos machen aus diesem

Buch ein Dokument der Geschichte und zugleich ein fesselndes Leseerlebnis.

Das Beste: Es handelt sich bei diesem Buch um den letzten Band einer Trilogie, die anscheinend in chronologisch umgekehrter Reihenfolge geschrieben wurde. Wir können also folgende Bücher noch lesen:

„Oh, Amerika“: J.W. Günther, als Wehrmachtssoldat und Besatzer in Frankreich stationiert, gerät im August 1944 in Kriegsgefangenschaft. Der Autor erzählt sowohl von den Härten der Kriegsgefangenschaft als auch der fairen Behandlung durch die sogenannten „Feinde“.

„Einmal Paris und zurück“: 1943: In ganz Europa herrscht Krieg. Robert, ein junger deutscher Soldat, erhält den Befehl, Waffen zur Reparatur nach Paris zu überführen. Hier begegnet ihm Yvonne, ein französisches Zimmermädchen, in das er sich unsterblich verliebt.

Johannes Werner Günther wurde 1917 im Vogtland geboren und lebte vom 10. Lebensjahr an in Asch (Tschechien) – bis zur Vertreibung der Sudetendeutschen aus diesem Gebiet. Von 1939 bis 1944 war der Autor Soldat, bis 1946 Kriegsgefangener in den USA. Johannes Werner Günther lebt mit seiner Familie in Oberfranken. Sein Hobby ist die Malerei, in mehreren Ausstellungen wurden seine Bilder der Öffentlichkeit vorgestellt. Darüber hinaus liebt er die Philosophie und das Schreiben. Im Alter von 90 Jahren verfasste der Autor sein erstes Buch „Oh, Amerika“, das, wie sein zweites Buch „Einmal Paris und zurück“ bei TRIGA – Der Verlag erschienen ist.

Johannes Werner Günther: „Im Osten das Grauen – Ein Kriegstagebuch“
TRIGA – Der Verlag, 2011
Taschenbuch, 160 Seiten
ISBN 978-3-89774-777-7

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Leuchtende Sterne II“ von Gerd Egelhof

„Weißt du noch? Damals“-Erinnerungen an mehr als 150 Stars aus der schönen heilen Fernsehwelt, Schwärmereien und Komplimente versammelt dieser zweite Band der Serie „Leuchtende Sterne“ von Gerd Egelhof. Hübsch, fabelhaft und einzigartig sind diese Menschen, denen die Texte gewidmet sind. Besonders das Adjektiv „schön“ taucht immer wieder auf. Manche der Texte gestalten sich auch als Ratespiel, weil der Name der schönen Blondine nicht angegeben wird, sondern nur die Titel ihrer Filme oder Lieder. Viele Andeutungen versteht man nur, wenn man das referenzierte Kunstwerk kennt, z.B.

Die Entscheidung

*Patrick Pacard
War ein Star.
Die Entscheidung
Fiel am Fjord,
diesem mysteriösen Ort.*

Eine der namenlosen blonden Schönheiten wird beschrieben mit

*Und dann dieser Blick.
Verträumt, sehnsuchtsvoll,
und doch von Bestimmtheit
und Willensstärke geprägt.*

Gerd Egelhof, geboren 1970 in Schorndorf, lebt und arbeitet als freier Autor und Sprachlehrer in Waiblingen bei Stuttgart. „Leuchtende Sterne II“ ist seine 23. Buchpublikation.

Gerd Egelhof: „Leuchtende Sterne II“
Books on Demand BoD, 2013
Taschenbuch, 296 Seiten
ISBN 978-3-8482-3971-9

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Die falsche Frau“ von Nicolaus Nissen

Heinz Keller hat erst vor Kurzem in Gießen seine Privatdetektei eröffnet und schon erhält er den ersten Auftrag. Es klingt einfach: Jemand erpresst einen der Geschäftsführer einer großen Bank und dessen Frau beauftragt den Detektiv damit, den Erpresser zu finden ohne viel Aufhebens zu verursachen. Es geht um eine Summe von 180 Millionen! Sehr schnell jedoch zieht der Detektiv unschuldig eine Blutspur hinter sich her: Viele derer, mit denen er gesprochen hat, werden ermordet. Die Polizei wird auf ihn aufmerksam und es stellt sich die Frage, ob Heinz das nächste Mordopfer sein wird. Welche Rolle spielt er selbst in diesem Intrigengespinnst? Vielleicht das Bauernopfer?

Während seiner Recherchen enthüllt man ihm immer weitere Details über alte Geschichten und neue Geschäftsfelder. Es geht um Millionengeschäfte, aber auch um den guten Ruf der Bank. Heinz Keller bewegt sich zwischen der Chefetage des Kreditinstituts, den Treffpunkten der Säufer sowie den Kneipen, in denen man Profikiller anheuern kann. Dabei ständig verfolgt von einem Konvoi von einem halben Dutzend Autos, die ihn mehr oder weniger auffällig beschatten. Es gibt eine Menge Kleinholz, Leichen und Erotik.

Dieser mit großem Personenaufgebot ausgestattete Krimi parodiert das Genre, Absolventen der Volkswirtschaftslehre sowie die Stadt Gießen. Überall liegen Pornohefte herum. Pittoresk arrangiert stürzen immer wieder Selbstmörder im Hintergrund vom Hochhaus oder eine ganze U-Bahn voll teilnahmsloser, grauer Gestalten zockelt vorüber. Beispielsweise hier: „Da erst sah ich die U-Bahn [vor dem Fenster meiner Wohnung]. Die meisten Leute standen und saßen herum und ödeten sich an. Ein paar sahen zu mir hinein. [...]

Die Luft draußen war trotz der elektrischen Entladungen einer eben vorüber gefahrenen U-Bahn belebend. Ein gutes Stück weiter links ließ sich ein Mann vom Dach des Hauses fallen. Er tat dies still und ohne jede Ergänzung, auf die andere so viel Wert legten.

Als ich zur Gebäudefront gegenüber blickte, sah ich eine etwa achtzigjährige Frau mit gestreckten Armen nackig auf dem Balkon stehen und Kniebeugen machen. Ich ging zur Toilette und schiffte.“ Und nochmal zwanzig Seiten weiter am nächsten Tag: „Vom Dach des Hauses gegenüber stürzte sich ein Mann hinunter. [...] Der Mann von gegenüber lag in unvorteilhafter Haltung auf dem Gehsteig.“ Zwanzig Seiten weiter findet am Rande eine Schießerei statt, die keiner weiter beachtet, außer der Frau, die ohnmächtig wird und dabei von einem Taschendieb beraubt wird, während auf der Straße ein Bus einen Rentner überrollt. Das ist Gießen!

In dieser harten Welt bewegt sich unser abgebrühter Detektiv, den auch wiederholt harte Schläge auf den Hinterkopf nur vorübergehend lahm legen. Allerdings hinterlässt sein Lebensstil seine Spuren. Er starrt allen Frauen und Damen auf den Hintern und das Dekolleté. Auch ansonsten leidet Keller keineswegs an Minderwertigkeitskomplexen, obwohl er pleite ist und in einer Kellerwohnung lebt, wo die U-Bahn-Passagiere ständig herein gaffen. Er sagt über sich selbst: „Ich wusste, dass er mich beneidete. Wie so viele. Um mein Leben. Meinen Umgang. Meine Fähigkeiten. Alles. Aber damit kam ich zurecht, denn so viele hassten mich, weil sie es nicht schafften, so zu sein wie ich.“ Aber nicht dass Sie denken, ein so einmaliger Mann habe keine Freunde: Die Frauen fliegen auf ihn und seine beiden besten Freunde unterstützen mit Recherchen und Fäusten

seine Ermittlungen. Und so geht es am Ende gut aus. Die Schuldigen werden gefunden und verhaftet.

Nicolaus Nissen wurde 1962 in Flensburg geboren. Während des Studiums der Volkswirtschaftslehre an der JLU Giessen beschloss er, Schriftsteller zu werden. Die nach dem Examen in den folgenden Jahren erzwungene Durststrecke über verschiedene Angestellten- und Aushilfs-

tätigkeiten hatte neben allerlei Verdruss und erzwungener Duldsamkeit, vornehmlich ein groteskes Maß an Zeitverschwendung zur Folge, änderte aber nichts an der generellen Ausrichtung.

Nicolaus Nissen: „Die falsche Frau“
Mohland Verlag, 2010
Taschenbuch, 308 Seiten, 15€
ISBN 978-3-86675-126-2

Rezension „Die Tote in der Ruhr“ von Karl Farr

Eine verstümmelte Wasserleiche wird an der Ruhr gefunden. Die Essener Polizei unter der Leitung Kommissar Kleins befasst sich mit dem Fall. Bei den Ermittlungen irren die Kollegen durch das Nachtleben Essens und machen drei Dienstreisen. Mehrere Dutzend Personen werden befragt, es geht von Station zu Station. Systematisch rekonstruiert Kommissar Klein die letzten Stunden im Leben von Karin Wilhelm in der Nacht vom zwölften zum dreizehnten April. Erst als der Hauptverdächtige ermordet aufgefunden wird und Kommissar Klein die Befragungsrunde zum zweiten Mal durchläuft, findet er die Wahrheit.

In diesem sauber konstruierten Krimi geht es um zwischenmenschliche Beziehungen: Angebliche Freunde wissen nur oberflächlich Bescheid über Karins Freundschaften, ihr Lebensgefährte fliegt

ohne sie in den Urlaub nach Athen und Bekannte beteiligen sich erst auf ausdrückliche Aufforderung an der Aufklärung des Mordes, Freunde, die miteinander ausgehen und angeblich nicht mitbekommen, mit wem Karin das Lokal verlässt. Aber auch um Feinde, die einander verraten, aufmerksame Nachbarn, Fahndungsaufrufe und wie eine ausgeschriebene Belohnung Menschen zu Verrätern macht. Um Schuldgefühle, Misstrauen und Rache. Nebenbei machen wir mit dem Autor einen Streifzug durch das Essener Nachtleben.

Karl Farr: Die Tote in der Ruhr
Lulu.com, 2013
12,99€
Taschenbuch, 291 Seiten
ISBN 9781291282917

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Do the right thing“ von Katja Leonhardt

Dieser online erschienene Gedichtband von Katja Leonhardt fasst 30 bereits veröffentlichte Gedichte zusammen. Zwei davon erschienen 2005 im Veilchen. Modernes Leben, Fallen und Widersprüche drückt diese Lyrik aus. Das Meer ist nicht zu tief, die Sonnen nicht zu hoch, um sie zu vereinnahmen und ein Lebensgefühl zu erfassen, das sich auflehnt gegen die üblichen Grenzen. Tanzende Steine verführen. Aber Menschen steigen nicht in den Zug ein, weil sie ohnehin nicht an eine Chance auf einen Sitzplatz glauben, Glaubensbekenntnisse aus den 80ern an Abrisshäusern. Die Welt ist grau und bunt. Kommt auf die Perspektive an. Lassen Sie

sich von Katja Leonhardt entführen und sich zeigen, dass manches auch ganz anders ist.

Katja Leonhardt: „Do the right thing“
BookRix Edition, 2013
<http://www.bookrix.de/-katjaleonhardt>

Rezensiert von Andrea Herrmann

Pressemeldung: Der Muccon 2013 greift nach den Sternen

3. Muccon/SFCD-Jahrescon 2013: 25. bis 27. Oktober 2013 im Bürgerhaus Garching!

Garching/München – Phantastik ist zwar immer noch ein Nischengenre in der deutschsprachigen Leselandschaft, zählt aber längst nicht mehr zu den verpönten Literaturgattungen. Um die Phantastik zu feiern und über aktuelle Entwicklungen in den Bereichen der phantastischen Literatur, Kunst und Musik zu informieren, lädt der 2011 gegründete Verein „Die Phantasten“ vom 25. bis zum 26. Oktober 2013 zum dritten Muccon ins Bürgerhaus Garching.

Der Muccon ist Bayerns jährliche Convention speziell für phantastische Literatur und andere phantastische Dinge. Ein Event von Fans für Fans, ausgerichtet vom Verein „Die Phantasten“. Auf dem Muccon treffen sich Autoren, Herausgeber, Verleger und Liebhaber des phantastischen Genres. Der diesjährige Muccon ist darüber hinaus Gastgeber des Jahrescons des Science Fiction Club Deutschland e. V. (SFCD) sowie der SFCD-Mitgliederversammlung am 27. Oktober 2013 und greift damit nach den Sternen.

Die Besucher erwartet ein attraktives Rahmenprogramm für jedes Alter und alle Sinne. Zu den Höhepunkten des Programms gehören neben zahlreichen Lesungen, Vorträgen und Live-Musik auch ein Kostümwettbewerb, eine phantastische Cocktailstunde mit Drinks wie „Trekkie“, „Warp 10“ oder „Beam me up, Scotty“, ein „La famiglia“-Frühschoppen mit dem SFCD-Vorstand sowie eine Multimedia-Show zum Thema „Steampunk anno 2013“. Weiterhin werden kostenlose Schreib-, Comic- und Bastelworkshops für

Kinder und Erwachsene, ein SF-Quiz und eine Versteigerung geboten. Mehr als 20 Aussteller präsentieren Bücher, Kunsthandwerk, Kreatives und Schönes. Als besonderes Souvenir können sich Besucher von der Fotografin Nena Diana fotografieren lassen.

Die Veranstaltung findet vom 25. bis zum 26. Oktober 2013 im Bürgerhaus Garching statt. Der Zugang zur Händlerbörse ist frei! Kinder unter 14 Jahren haben zu allen Programmpunkten freien Eintritt. Preise für alle ab 15 Jahren: Freitag: 7,- Euro, ermäßigt 5,- Euro; Samstag: 12,- Euro, ermäßigt 10,- Euro; Kombiticket für beide Tage: 17,- Euro, ermäßigt 15,- Euro. Anspruch auf Ermäßigung haben Schüler, Studenten, Sozialhilfeempfänger, Phantasten und SFCD-Mitglieder. Für Buchhändler halten wir ein Kontingent an Freikarten bereit. Am 27. " .fl

Wettbewerbe

Datum	15.08.2013	16.08.2013	20.08.2013
Name	Nordhessischer Literaturpreis: Holzhäuser Heckethaler	„Eberhard“ – Barnimer Preis	Literaturwettbewerb Wartholz
Genre	Prosa	Kinder- u. Jugendliteratur (unveröffentlicht), keine Sachliteratur	Alle (unveröff.)
Thema	Autoren 14-30 Jahre: „20 – und nun?“ 31-50: „40 – und nun?“, 51+: „60 – und nun?“	„Windspiele“, Umweltthematik	
Umfang	Nur 1 Text à max. 5 Normseiten (genau 30 Zeilen à 60 Zeichen)	Nur 1 Text pro Autor/in; max. 7 Seiten	Nur 1 Text; max. 20 Lese-Minuten (ca. 18.000 Zeichen) bzw. 12 Gedichte
Form	7fach; Text anonym mit Kennwort und Titel; in verschlossenem Umschlag mit Kennwort: Kennwort, Titel, Name, Geburtsdatum, Adresse, Tel.nr., E-Mail, Kurzbiografie, wie Sie auf den Wettbewerb aufmerksam wurden	Schriftart Arial, 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5; anonym in 7facher Ausfertigung; Personalblatt 2fach: Name, Kurzbiographie, Anschrift, Tel.nr., E-Mail	getippt, 6fach auf DIN A4; Text anonym; verschlossener Umschlag mit Titel, Name, Anschrift, Tel.nr., Kopie eines Lichtbildausweises (Führerschein, Pass, etc.), Lebenslauf, unterschriebene Wettbewerbsbedingungen
Preis	je Altersgruppe: 1.) 500€, 2.) 300€; Anthologie-Publikation der besten Texte	2.500€; evtl. Veröffentlichung	Wettbewerbslesen der besten 12 am 14.-16.2. 2014; Buchveröffentlichung; 10.000€, 2.000€
Teilnehmer	Ab 14 Jahre	alle (erwachsenen) deutschsprachigen Autoren/innen der Kinder- und Jugendliteratur	Deutschsprachige Autor/innen mit literarischer Veröff. In den letzten 5 Jahren, in Literaturzeitschrift bzw. als Buch. Kein Eigenverlag. Belege beilegen
Veranstalter		Landkreis Barnim	
einsenden an	Glasmuseum, Frau Monika Rudolph, Am Bahnhof 3, D-34376 Immenhausen, Kennwort „Holzhäuser Heckethaler bis 30“, „... bis 50“ oder „... ab 51“	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Am Markt 1, D-16225 Eberswalde	Literaturwettbewerb Schlossgärtnerei Wartholz, Hauptstraße 113, 2651 Reichenau a.d. Rax, Österreich
nähere Informationen		+49-(0)3334/214-1255, kulturverwaltung”at” kvbarnim.de	www.schlosswartholz.at/index.php/ausschreibungen.html literatursalon”at” schlosswartholz.at

Datum	30.08.2013	30.09.2013	13.10.2013
Name	Mama schreibt – Kurzgeschichten-Wettbewerb	Dresdner Lyrikpreis 2014	Germanwings Story Award
Genre	Kurzgeschichten (unveröff.), gerne mit Foto	Lyrik	Geschichten
Thema	Familienglück		Fliegen
Umfang	Max. 10.000 Zeichen mit Leerzeichen; nur 1 Text	6-10 Gedichte	Max. 25.000 Zeichen mit Leerzeichen
Form	Deutschsprachig; als E-Mail-Anhang per Post; je mit: Name, Adresse, Geburtsdatum, E-Mail	5fach, getippt, anonym mit Kennwort; Kurz-Biobibliografie mit Anschrift; postalisch (kein Einschreiben)	
Preis	1.) Wochenendseminar in der Schreibbühne Berlin www.schreibbuehne.de , 2.) 2 Übernachtungen für 2 Personen in Berlin www.hotel-moa-berlin.de , 3.)+4.) 25€-Geschenkgutschein von www.gutmarkiert.de ; Online-Veröffentlichung der besten 10; 15% Rabatt für Teilnehmer 2013-2014 im Casale Borgia Sizilien www.casaleborgia.it	5.000€, Lesung im Herbst 2014	Veröffentlichung in Anthologie, Fluggutscheine, Bücherpakete
Teilnehmer	Frauen und Männer, Profis genauso wie Hobbyautor/innen	Autor/innen aus dem deutschsprachigen Raum und Tschechischer Republik mit Veröffentlichung, kein Selbstverlag	
Veranstalter	„Mama schreibt“, Schreibspaß-Sizilien	Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Dresden	Germanwings, Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat
einsenden an	Regina Masaracchia, Vicolo Cartiera snc., I-90030 Palazzo Adriano (PA) Italien, regina.masaracchia@alice.it , Stichwort: „Mama schreibt-Familienglück“	Förderverein für das Erich Kästner Museum/ Dresdner Literaturbüro e.V., Literaturhaus Villa Augustin, Antonstraße 1, D-01097 Dresden	Teilnahmeformular auf www.germanwings-story-award.de/ Teilnahmeformular_16.html
nähere Informationen	www.mamaschreibt.jimdo.com	www.dresdner-literaturbuero.de/index.php/lyrikpreis.html Tel. +49 (0)351 804- 50 87, Fax -50 66	www.germanwings-story-award.de

